

Inhalt

Methoden der Alter(n)sforschung

Disziplinäre Positionen – transdisziplinäre Perspektiven

Andrea von Hülsen-Esch, Miriam Seidler und Christian Tagsold | 7

Zur Neuverhandlung der Lebensphase Alter

Methodologische und methodische Überlegungen

aus dispositivtheoretischer Perspektive

Anna Richter, Tina Denninger, Silke van Dyk und Stephan Lessenich | 35

Zwischen universalistischem Egalitarismus und gerontologischem Separatismus

Themenschwerpunkte und theoretische Perspektiven
des medizinethischen Alter(n)sdiskurses

Mark Schweda | 53

Glaser, Strauss und die deutschen Ruhesitzwanderer in Spanien

Die Grounded Theory als methodische Basis

zur Erforschung älterer Migranten

Melanie Hühn | 73

Altersgerechte Arbeit

Aktuelle arbeitspsychologische Perspektiven

Andreas Müller, Matthias Weigl und Peter Angerer | 93

Prävention von Gewalt in der Pflege durch interdisziplinäre Sensibilisierung und Intervention von stationären und ambulanten Pflegeeinrichtungen

Britta Gahr und Stefanie Ritz-Timme | 113

A Fulfilling Case of Action Research in Japan

My 10-Year Engagement in a Tokyo Lifelong Learning Group

Akihiro Ogawa | 127

A brief overview of the potential (pitfalls) of CA in research with cognitively impaired individuals

Hilke Engfer | 143

To know, state, record and prove age in the inquisitorial documentation at the end of the Middle Ages

Didier Lett | 155

Lachen mit den und über die Alten

Kulturhistorische Reflexionen über den frühneuzeitlichen Diskurs zum Alter mit Schwerpunkt auf der deutschen Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts

Albrecht Classen | 167

“It’ll remain a shock for a while”

Resisting Socialization into Long-Term Care in Joan Barfoot’s *Exit Lines*

Ulla Krieberegg | 189

Architektur in einer alternden Gesellschaft – ein methodischer Ansatz für eine nutzergerechte bauliche Umwelt

Kathrin Büter und Tom Motzek | 209

Forschen über die Alten – Forschen mit den Alten

Partizipative Methoden in der Designforschung

Minou Afzali | 225

Entwicklung und Durchführung museumspädagogischer Formate für pflege- und hilfsbedürftige Menschen in Oldenburg

Susanne H. Kolter | 241

Fotografische Bildwelten des Alter(n)s

Sabine Kampmann | 255

Abbildungsnachweise | 267

Autorinnen und Autoren | 269

Methoden der Alter(n)sforschung

Disziplinäre Positionen – transdisziplinäre Perspektiven

Andrea von Hülsen-Esch, Miriam Seidler und Christian Tagsold

Alter(n) hat sich in der Gegenwart grundlegend gewandelt. Aufgrund der Entwicklung in der Medizin haben heute viele ältere Menschen die Möglichkeit, die Lebensphase Alter nicht nur länger, sondern vor allem länger gesund zu erleben. Dies stellt nicht nur gesellschaftliche Institutionen, sondern auch das Individuum vor neue Herausforderungen. Alter(n) zeichnet sich durch eine nie gekannte Wahlfreiheit aus und sollte deshalb sinnvoll geplant und gelebt werden. Es entstehen neue Märkte und eine Vielfalt von Freizeitaktivitäten für ältere Menschen. Damit geht einher, dass das klassische dreiteilige Modell der Lebensphasen aufgebrochen ist. Statt der Kindheit und der Erwerbsphase einfach den Ruhestand und das Alter entgegenzusetzen, wird das Alter oft selbst noch einmal unterteilt, so dass seit einiger Zeit mindestens vier Lebensalter unterschieden werden. 65-Jährige sind schlichtweg zu »junge Alte«, um sie mit hochaltem Menschen über 80 oder 85 Jahren vergleichen zu können (Smith/Zank 2002: 103f.).

Hochaltrigkeit, altersbedingte Krankheiten und Pflegebedürftigkeit nehmen ebenfalls zu und lassen das Bewusstsein für eine alternde Gesellschaft wachsen. Die alternde Gesellschaft weckt unter diesem Gesichtspunkt Ängste. Der demographische Wandel, der durch die Verbindung von steigender Lebenserwartung und sinkenden Geburtenraten ausgelöst wurde, ist nicht mehr aufzuhalten und wird in den nächsten Jahrzehnten eine Veränderung der gesellschaftlichen Altersverteilung mit sich bringen. Das gilt für die meisten postindustriellen Staaten, wobei einige Länder wie Japan, Italien oder Deutschland eine besonders dramatische Entwicklung durchlaufen, an deren Ende der Altenanteil über 30 % steigen wird.

Die Sorgen um die Zukunft lassen sich dementsprechend nicht nur in Deutschland leicht an der aktuellen politischen Diskussion ablesen. Wie können Wohlfahrtsstaaten Renten und die gesundheitliche Versorgung alter Menschen auf einem hohen Niveau garantieren, wenn ihnen im Verhältnis immer weniger Erwerbstätige gegenüberstehen? Wie kann die Pflege Bedürftiger ge-

währleistet, wie die Würde des Alter(n)s angesichts knapper Ressourcen gesichert werden? Durch Antworten, die bisher auf diese Fragen gegeben worden sind, hat sich teilweise sogar die Definition dessen zu verschieben begonnen, was Alter(n) überhaupt ist. Wenn das Renteneintrittsalter auf 67 Jahre angehoben wird, erübrigt sich durch diese institutionelle Entscheidung z.B. die klassische Grenze für Alter, die nicht zuletzt aufgrund des aktuellen Verrentungsalters auf 65 Jahre gelegt wird.

Die hier nur schlaglichtartig umrissenen Entwicklungen wecken auch das Forschungsinteresse der Wissenschaft und sensibilisieren Forscher für neue Fragestellungen. In der Alter(n)sforschung ist in den letzten Jahrzehnten eine immense Zunahme der Forschungsprojekte und -ansätze zu beobachten. Damit stößt die Wissenschaft auf ein Terrain vor, das der vorliegende Band mit Blick auf die Wahl der Methoden kartieren möchte. Die wissenschaftliche Diskussion um Alter(n) hat rasch an Fahrt aufgenommen und wird inzwischen relativ breit geführt. Man vergisst jedoch dabei leicht, wie vergleichsweise frisch die Bemühungen eigentlich noch sind.

DIE ENTWICKLUNG DER ALTER(N)SFORSCHUNG: DAS BEISPIEL ALZHEIMER

Das Beispiel Alzheimer zeigt deutlich, dass wir uns noch immer auf relativ unbekanntem Terrain befinden und methodische Zugänge in der Konsequenz der Diskussion bedürfen. Kaum jemand dürfte heute nicht wissen, was sich hinter der Krankheit Alzheimer verbirgt. Es ist die weitverbreitetste Form von Demenz im Alter. Dabei hatte der unterfränkische Arzt Alois Alzheimer mit seinem Aufsatz *Über eine eigenartige Erkrankung der Hirnrinde* (1907), in dem er über den heute berühmten Fall der 50-jährigen Auguste D. berichtete, auf die Frage »präseniler Demenz« abgezielt (Ballenger 2006: 42). Damit grenzte Alzheimer seine Beobachtung gegenüber der Altersdemenz ab. In einem weiteren Aufsatz von 1911 war er sich immer noch nicht sicher, ob es sich bei den Fällen, die inzwischen untersucht worden waren, um eine eigene Krankheit oder eine frühe Form der Altersdemenz handelte (Alzheimer 1911: 383f.).

Inzwischen war die Krankheit von Alzheimers Vorgesetztem an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Emil Kraepelin, in der 1910 erschienenen achten Auflage seines Werkes *Psychiatrie: ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte* nach ihm benannt worden. German E. Berrios (1990: 358f.) hat überzeugend dargelegt, dass Alzheimer eigentlich kein unbekanntes Krankheitsbild beschrieben hat und auch keine neue Krankheit entdeckt haben wollte. Es ist aber nicht mehr zu klären, warum Kraepelin Alzheimers Entdeckung zu einer neuen Krankheit erhob. Forschungsstrategische Gründe mögen eine Rolle gespielt haben, doch Berrios (1990: 358f.) kommt zum Schluss, dass weder die

Konkurrenz zu Forschern wie Sigmund Freud noch die Frage der Finanzierung von Kraepelins Lehrstuhl von besonderer Bedeutung gewesen sein dürften. Ohnehin war der Hintergrund der Benennung lange Zeit von geringer Bedeutung, da Alzheimer eine äußerst seltene Krankheit von untergeordneter Relevanz zu sein schien.

Bis Ende der 1960er Jahre interessierten sich kaum Forscher für Alzheimer und der Öffentlichkeit war die Krankheit kein Begriff. Da Alzheimer nur den Ausbruch bestimmter Formen von Demenz vor dem 65. Lebensjahr bezeichnete, war die Zahl der Fälle sehr überschaubar. Doch selbst die Zahl von Patienten mit ›seniler Demenz‹ ab dem 65. Lebensjahr schien bei Weitem noch nicht so bedrohlich wie nur wenige Jahrzehnte später. Die für wissenschaftliche Artikel aus dem Bereich der Medizin maßgebliche amerikanische Datenbank *Medical Literature Analysis and Retrieval System* verzeichnete für die ersten zwei Jahrzehnte der Erfassung von 1950 bis 1970 gerade einmal insgesamt 40 Artikel unter dem Stichwort ›Alzheimer‹ – bei insgesamt knapp drei Millionen Einträgen für diesen Zeitraum (vgl. hierzu auch Katzman/Bick 2000: 7). Es waren also jährlich im Schnitt gerade einmal zwei Aufsätze erschienen, die sich mit Alzheimer befassten.

Erst vor vier Jahrzehnten änderte sich die Wahrnehmung von Alzheimer. Zum einen ermöglichte das Elektronenmikroskop neue Einblicke in das Gehirn und damit neue Erkenntnisse über die Struktur der neurologischen Veränderungen (Fox 1989: 66). Zum anderen verglich Martin Roth in einer Studie, die an der Universität Newcastle durchgeführt wurde, das Krankheitsbild von Demenzpatienten und ihre Gehirne nach ihrem Tod miteinander. Diese Studie, deren Ergebnisse in mehreren Aufsätzen zwischen 1966 und 1968 publiziert wurden, ließ aus medizinischer Sicht keinen Zweifel daran, dass die häufigste Form der Altersdemenz und Alzheimer identische Krankheiten waren (Katzman/Bick 2000: 46-66; Ballenger 2006: 84f.). Bis dahin hatte es zu diesem Punkt ganz unterschiedliche Ansichten gegeben. Als Konsequenz aus den Ergebnissen der Newcastle-Studie forderte Robert Katzman aber 1976 für die amerikanische Alzheimer-Forschung, sich endgültig von der terminologischen Unterscheidung zwischen ›Alzheimer‹ als Demenz vor Erreichen des 65. Lebensjahres und ›seniler Demenz‹ für die gleiche Krankheit ab dem 65. Lebensjahr zu trennen (Ballenger 2006: 104). Als einer der führenden Alzheimer-Forscher und gleichzeitig wichtiger Aktivist hatte Katzmans Meinung genug Gewicht, so dass man die diagnostische Aufteilung in zwei Krankheitsbilder tatsächlich fallen ließ.

Ein Jahrzehnt später begann die Zahl der Alzheimer-Fälle, bedingt durch die demographischen Verschiebungen, rapide anzusteigen (Ballenger 2012). Die zunehmende Alterung der westlichen Industriegesellschaften führte zu einer Häufung von Neuerkrankungen, weil die Prävalenz für Alzheimer mit dem Alter korreliert. Dieser Anstieg führte zu einem größeren professionellen

Interesse für Alzheimer. 1980 gründete sich in den USA die *Alzheimer's Association*, 1989 die *Deutsche Alzheimer Gesellschaft*. In dieser Zeit wurde Alzheimer – unter anderen auch aufgrund der Betroffenheit einiger Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – zu einem breiteren gesellschaftlichen Thema.

Alzheimer ist also eigentlich erst seit Mitte der 1970er Jahre als die Krankheit definiert, die heute alle kennen. Davor hatten Mediziner und Psychiater unterschiedliche Vorstellungen davon, wie Alzheimer und senile Demenz zusammenhängen. Zudem führte erst das starke Engagement der Biowissenschaften dazu, dass Alzheimer ganz eindeutig als *Krankheit* klassifiziert wurde. Nur dadurch war es vor allem in den USA möglich, schnell viele Forschungsgelder zu erhalten. Wäre Alzheimer einfach als natürliche Konsequenz des menschlichen Alterungsprozesses eingestuft worden, wie das bei der Vorläuferdiagnose senile Demenz lange der Fall war, hätten die politischen Entscheidungsträger wahrscheinlich die Dringlichkeit für biomedizinische Forschungsanstrengungen nicht gesehen (Fox 1989: 59; Ballenger 2006: 101f.).

Selbst seit den 1970er Jahren war Alzheimer jedoch weiterhin in erster Linie ein Thema für Mediziner, Biologen, Psychiater auf der einen Seite und Praktiker im Feld der Altenpflege auf der anderen. Erst durch den massiven Anstieg der Fälle in den letzten drei Jahrzehnten wurde Alzheimer auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Thema. Trotzdem ist auffällig, dass z.B. Aufsätze und Bücher zur Geschichte der Krankheit oft von Naturwissenschaftlern und Medizinerinnen stammen, wie den schon zitierten German E. Berrios, Psychiater an der Universität Cambridge, oder Robert Katzman, Neurologe an der University of California, San Diego. Insgesamt ist die Geschichte der Krankheit, abseits der Aufarbeitung der Biographie Alois Alzheimers, lange nicht ins Blickfeld geraten, obwohl Alzheimer selbst zu einem großen Thema aufstieg. Dementsprechend konnten Whitehouse, Maurer und Ballenger (2000: XI) noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt ihren Band *Concepts of Alzheimer* mit folgendem Satz beginnen: »It is ironic that the professional and popular discourses surrounding Alzheimer disease (AD), whose most dreaded feature is the obliteration of memory, proceed with little awareness of its past.«

Damit zeigt das Beispiel Alzheimer deutlich, dass Alter(n) als wissenschaftliches Thema zwar immens schnell an Gewicht gewonnen hat, die Auseinandersetzung aber eigentlich noch nicht lange zurück reicht. Für Alzheimer haben die Biowissenschaften und die Psychiatrie zunächst ihre Konzepte und Sichtweisen konsolidiert. Durch den zunehmenden gesellschaftlichen Druck haben auch die Sozialwissenschaften praktische Ansätze entwickelt, um mit der durch die Biowissenschaften definierten Krankheit umzugehen. Die Dimensionen von Alzheimer sind in den Geistes- und Sozialwissenschaften jedoch bei weitem noch nicht ausgelotet. Die biowissenschaftliche Definitionsmacht über Alzheimer ist ein Problem, das durch die fehlenden biowissenschaftlichen Kenntnisse bzw. naturwissenschaftlich-medizinischen

Kompetenzen vieler Sozial- und Geisteswissenschaftler verschärft wird. Jesse F. Ballenger, der in seinem Buch *Self, Senility, and Alzheimer's Disease in Modern America: A History* von 2006 sowohl die medizinhistorische Seite von Alzheimer als auch die Frage nach dem Verlust des Selbst breit ausgelotet hat, ist z.B. Professor für *Science, Technology and Society* im gleichnamigen Studienprogramm an der Pennsylvania State University. Er lehrt und forscht also nicht in einem klassischen Kontext von Historikern, die sich mit der Einarbeitung in die biowissenschaftlichen Zusammenhänge der Geschichte von Alzheimer zweifellos nicht so einfach tun würden, ist aber immerhin selbst promovierter Historiker.

Andererseits stellt sich z.B. für Literatur- und Kunstwissenschaften, die sich nicht mit realen kranken Menschen beschäftigen, sondern mit dem Alter als kulturellem Konstrukt, die Frage, inwieweit biowissenschaftliches Wissen überhaupt erforderlich ist, um Artefakte zu verstehen. Greifen Künstlerinnen und Künstler gegenwärtig auf Forschungserkenntnisse zurück und ist es dementsprechend notwendig, die lebenswissenschaftlichen Zusammenhänge zu kennen, oder reicht für die Interpretation ihrer Werke durch Literatur- und Kunstwissenschaftler Alltagswissen aus? Darüber hinaus stellen bildende Kunst, Theater und Literatur aber gerade auch eine Möglichkeit dar, Wissen über Alter und Alterskrankheiten zu vermitteln. Annegret Soltau, Collage-Künstlerin der Body-Art, setzt sich mittels Verschränkungen, Vernähungen und Übernähungen von Fotografien mit den Körperdarstellungen und -veränderungen zwischen den Generationen auseinander, ein Projekt, das Reaktionen vom Verhüllen und Entfernen der Exponate (1994-2011) bis zur Auszeichnung der Künstlerin mit einem hochdotierten Kunstpreis (2011) provozierte. Die Theaterprojekte der Regisseurin Barbara Wachendorff mit dementen Akteuren *Ich muss gucken, ob ich da bin*¹ und *Anderland. Eine Reise ohne Ruder ins Land der Demenz* (2012) haben durch die unmittelbare Beteiligung demenzkranker Menschen im Theaterstück viele Menschen für dieses Thema sensibilisiert. Der Roman *Small World* von Martin Suter ist wiederum ein Beispiel für eine Alzheimerdarstellung, die sehr viele Leser gefunden hat und damit die Vorstellungen über Demenzerkrankungen prägt, auch wenn der utopische Schluss als Versuch gesehen werden kann, das Problem zu verharmlosen. Für die literaturwissenschaftliche Analyse ist die genaue Kenntnis der Geschichte von Alzheimer nicht sonderlich relevant, wohl aber ein Verständnis dafür, dass die literaturwissenschaftliche Altersforschung ebenso wie die Art der Thematisierung der Gegenstände in Romanen und Theaterstücken noch relativ jung und damit zwangsläufig methodisch noch nicht völlig gefestigt ist.

1 | Für dieses Projekt wurde Barbara Wachendorff 2006 für den deutschen Theaterpreis *Der Faust* im Bereich *Regie* für die beste Produktion des Jahres nominiert.

TRANSDISZIPLINARITÄT ALS FORSCHUNGSPARADIGMA?

Ohnehin erstrecken sich nicht alle Fragen der Alter(n)sforschung so weit über die Grenzen von Disziplinen wie das Beispiel der Geschichte von Alzheimer. Aber es liegt angesichts der Gesamthematik trotzdem nahe, zu fragen, ob sich viele Forschungsfragen nicht am besten durch ein enges Zusammenwirken der Disziplinen beantworten lassen. Offensichtlich sind viele Themen zum Alter(n) mit Erkenntnissen aus den Biowissenschaften verknüpft oder lassen sich leichter mit Bezug auf diese beantworten, selbst wenn der Bezug durchaus kritisch gegenüber Disziplinen wie der Medizin oder Biologie ist. In Lehre und Ausbildung trägt man dem teilweise schon Rechnung, indem Institute für Altenpflege oder ähnliche praxisorientierte Bereiche gegründet werden, die dann entsprechende berufsqualifizierende Studiengänge anbieten. Die Lehrenden kommen allerdings noch aus ihren ursprünglichen Disziplinen.

Als aktueller Topos der Forschung entwickelt sich dementsprechend gegenwärtig die These, dass die disziplinäre Alter(n)sforschung so weit vorangeschritten sei, dass nun nach neuen inter- und transdisziplinären Forschungsmöglichkeiten gesucht werden sollte. Dies wird z.B. im Band *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien: Gegenstände und Methoden* vertreten, der 2010 von Ines Maria Breinbauer, Dieter Ferring, Miriam Haller und Hartmut Meyer-Wolters herausgegeben wurde. Die Herausgeber sind sich allerdings in ihren einleitenden Aufsätzen selbst nicht so ganz einig, wie ergiebig transdisziplinäre Forschung sein kann. Während Ferring Transdisziplinarität sehr positiv einführt, ist Breinbauer deutlich skeptischer. Sie setzt sich vor allem kritisch mit Jürgen Mittelstraß' Werk auseinander, einem der exponiertesten Vertreter der Transdisziplinarität. Um zu zeigen, wie Transdisziplinarität als erstrebenswertes Ziel für die Alter(n)sforschung eingeführt wird, macht es daher Sinn, sich zunächst Ferring zuzuwenden.

Ferring (2010: 23) definiert Transdisziplinarität unter Rückgriff auf Paul Burger und Rainer Kamber als dreifaches Unterfangen. Die Grenzen der Disziplinen sollen überschritten werden, die Forschung soll sich unmittelbar auf soziale und politische Kontexte auswirken und Nichtwissenschaftler sollen an ihr beteiligt werden. Damit geht er deutlich über das Verständnis von Mittelstraß (1998: 109; 2005) hinaus, der zumeist nur die ersten beiden Punkte einfordert. Bei Mittelstraß (2005) wird Transdisziplinarität an Institutionen wie den Forschungszentren amerikanischer Universitäten gelebt, die jenseits disziplinärer Zwänge arbeiten, also innerhalb der wissenschaftlichen *Community*.

Auf den ersten Blick machen die drei Forderungen Ferrings angesichts der drängenden Probleme, die mit der zunehmenden demographischen Alterung vieler Gesellschaften einhergehen, unmittelbar Sinn. Um beim Beispiel Alzheimer zu bleiben – nicht nur sind klassische Grenzen der Disziplinen eher hinderlich: Ferring (2010: 25f.) merkt für seine eigene Disziplin, die Psycho-

logie, an, dass sich viele Fragen des Alter(n) gar nicht ohne den Rückgriff auf andere Disziplinen lösen lassen. Die Forschung kann außerdem fraglos profitieren, wenn sich Fachleute aus der Praxis einbringen, denn gerade sie wissen am besten um den Alltag des Lebens mit Alzheimer und kennen die Sorgen und Nöte der Alten, der Familien sowie die konkreten Regelungen, die sie betreffen. Außerdem ist es bei all den gesellschaftlichen Problemen mit der steigenden Zahl von Alzheimererkrankten absolut wünschenswert, dass die Ergebnisse der Forschung in der Praxis ankommen. Dazu dürfen sie nicht abgehoben sein, sondern praktikabel – ein weiterer Grund, der für die Einbindung von Praktikern spricht. So einleuchtend und verlockend also die Forderung nach transdisziplinärer Forschung klingt, so schnell werden in Ferrings Aufsatz Schwachstellen offenkundig.

Das beginnt damit, dass Ferring (2010: 27) das Problem unterschiedlicher Herangehensweisen und Sprachstile der Disziplinen durch den metatheoretischen Ansatz des Psychologen Urie Bronfenbrenner aus der Jugendforschung lösen will. Er ist also selber gar nicht bereit, die Grenzen seiner eigenen Disziplin sonderlich weit zu verlassen. Doch selbst wenn man zugesteht, dass Bronfenbrenner eine interessante Metatheorie entwickelt hat, kann Ferring keine überzeugenden Gründe für transdisziplinäre Forschung bieten. Sein Argument, dass neuartige Entwicklungen wie die Telemedizin oder Telepflege (Ferring 2010: 30) durch die Zusammenarbeit von Forschern aus verschiedenen Disziplinen und Praktikern profitieren können, ist unbestritten. Dass lebensweltliche Anwendungen von wissenschaftlichen Erkenntnissen keinen Halt vor disziplinären oder gar wissenschaftlichen Grenzen machen, ist freilich keine sonderlich neue Erkenntnis. Ein Blick in die Forschungslabore von Unternehmen, die Lösungen für Telemedizin und -pflege entwickeln, würde bestätigen, dass dieser Weg erfolgsversprechend ist. Jenseits der Universität arbeiten schon immer Fachleute mit verschiedenen Hintergründen und Praktiker an neuen Produkten etc. um wichtige gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Die eigentlich interessante Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die nach dem umgekehrten Weg. Dass die Universität, wenn sie sich Mühe gibt und sich öffnet, in der ›realen Welt‹ helfen kann, liegt auf der Hand. Doch welchen Beitrag kann Transdisziplinarität im Sinne Ferrings für die Theoriebildung und die Beantwortung von Forschungsfragen leisten? Welcher besondere Mehrwert ergibt sich für die einzelnen Disziplinen, wenn sie sich in transdisziplinären Projekten an die Lösung konkreter Probleme machen? Für Ferring (2010: 31) folgen daraus sogar eher Probleme. Seine an dieser Stelle verengte Sicht auf Wissenschaft geht davon aus, dass die »Wertneutralität und intersubjektiv konstruierte[.] Objektivität« leidet, wenn man sich aus einem kontrollierbaren Setting hinaus in die Welt vor den Türen der universitären Institute begibt.

Erneut zeigt sich, wie sehr Ferring in der wissenschaftlichen Logik seiner Disziplin verhaftet und damit nicht in der Lage ist, die Möglichkeiten transdisziplinärer Forschung zu Ende zu denken. Für qualitative Sozialforscher oder Ethnologen sind z.B. die Schwierigkeiten, die Ferring aufwirft, nicht vorhanden. Da sie nicht, wie es Ferring (2010: 31) als Vertreter positivistischer Wissenschaft vorschwebt, beschreiben und erklären, um Vorhersagen treffen zu können, geht es ihnen auch nicht zwangsläufig um Wertneutralität und Inter-subjektivität. Es gibt sogar eine Richtung, die Ferrings Forderung nach der Einbindung von Spezialisten aus der Praxis längst aufgegriffen hat, dazu aber epistemologische Grundlagen liefert (Greenwood/Levin 2007: 66-68). *Action research* oder, zu Deutsch, *Aktionsforschung* stellt den Versuch dar, in enger Zusammenarbeit und Abstimmung mit Spezialisten und Betroffenen, Probleme auf der einen Seite zu lösen, auf der anderen Seite gleichzeitig wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren. Die externen Partner im Forschungsprozess sind nicht wie bei Ferring potenzielle Störfaktoren und damit trotz aller Bekenntnisse zu Transdisziplinarität Hindernisse auf dem Weg zur wahren Wissenschaft, sondern im Gegenteil ganz wesentlich beteiligt am Prozess. Selbst wenn action research sicher nicht den *Mainstream* sozialwissenschaftlicher Forschung darstellt, ist es verwunderlich, dass Ferring sich überhaupt nicht auf sie bezieht.

Ferrings Forderung nach Transdisziplinarität scheitert also schon in den Ansätzen. Dass die Aufsätze der Praktiker im von ihm mitherausgegebenen Band nicht unbedingt überzeugend sind, verdeutlicht nur noch mehr, dass die Herausforderungen transdisziplinärer Forschung noch zu groß sind. Der Weg von der Forschung in die Praxis hinein lässt sich durch Transdisziplinarität ebnen, doch das ist nicht das eigentliche Problem. Der Weg zurück aus der Praxis in die Theoriebildung ist weit weniger klar, so dass sich die Frage stellt, was die Disziplinen für ihre originären wissenschaftlichen Belange von Ferrings Ansätzen haben sollen.

Entgegen dem Trend zur Inter- und Transdisziplinarität, der sich in Aufsätzen wie dem von Ferring manifestiert, der hier nur stellvertretend für vergleichbare Herangehensweisen referiert wurde, soll der Blick im vorliegenden Band vielmehr auf die methodische Ausrichtung der einzelnen Disziplinen gerichtet werden. In Anlehnung an Ferrings Mitherausgeberin Breinbauer (2010: 51) sehen wir es als wichtig an, dass sich die Disziplinen zunächst auf ihre »jeweilige »Eigenlogik« besinnen. Gerade weil das Alter als Prozess, die Lebensphase Alter und der alte Mensch selbst so komplexe Forschungsgegenstände sind, die die jeweiligen Forschungsgrenzen der einzelnen Disziplinen überschreiten, ist es innerdisziplinär von immenser Bedeutung zu reflektieren, welche methodische Herangehensweise einen Erkenntnisgewinn verspricht. Wir vertreten im Gegensatz zu Ansätzen wie dem von Ferring die Ansicht, dass zunächst die weitere Klärung der disziplinären theoretischen Grundlagen

von Nöten ist. Um noch einmal Alzheimer als Beispiel aufzugreifen – so lange die einzelnen Disziplinen noch keine klare Forschungsstrategie entwickelt haben, um aus komplexen Kontexten wie Alzheimer Erkenntnisse abzuleiten, macht es wenig Sinn, transdisziplinäre Versuche zu starten.

Das gilt umso mehr, als Stefan Hartmann (2005: 341) zu Recht bemerkt hat, dass für ein transdisziplinäres Zusammengehen die Methodologie nicht vorhanden ist, also quasi die Metamethode als Verfahren, das die einzelnen Disziplinen in einen sinnvollen Forschungsrahmen zusammenführt. Ob das allerdings, wie es Hartmann vorschwebt, Wissenschaftstheoretiker in Zusammenarbeit mit den Vertretern der Disziplinen leisten können, darf ebenso bezweifelt werden. Mittelstraß (1998: 32f.) argumentiert, dass die Wissenschaftsforschung entweder zu wenig oder zu viel will. Weder kann sie durch die Analyse der Verständigung zwischen den Disziplinen diese zusammenführen noch alle diese Disziplinen einfach in ein System integrieren, das die Züge eines »Monstrums« hätte.

METHODEN DER ALTER(N)SFORSCHUNG?

Die Wissenschaftsforschung kann also nicht die Rolle eines Tertium comparationis einnehmen, das aus einer abgehobenen Position heraus zwischen den Disziplinen übersetzen könnte. Unser Vorschlag sieht anders aus: Indem sich die Disziplinen zunächst ihres eigenen methodischen Zugangs im Rahmen der Alter(n)sforschung bewusst werden und diesen offenlegen, wird überhaupt erst deutlich, wo die kritischen Schnittstellen einer Übersetzung zwischen den verschiedenen »Eigenlogiken« liegen.

Die Fokussierung auf die »Eigenlogiken« ist bereits deshalb unverzichtbar, weil die Alter(n)sforschung selbst keine Disziplin im wissenschaftssystematischen Sinne darstellt, sondern vielmehr ein Forschungsfeld oder -programm ist. Daher lebt sie davon, was die einzelnen Disziplinen an methodischen Zugangsweisen einbringen können. Bereits die in diesem Band versammelten Beiträge zeigen, dass sich in den Disziplinen sehr unterschiedliche Arbeits- und Zugangsweisen zu Fragestellungen des Alter(n)s herausgebildet haben und das Methodenspektrum in der Alter(n)sforschung extrem heterogen ist. Das griechische Wort *méthodos* bedeutet »Weg auf ein Ziel hin«. Dieser Weg wird in den Disziplinen auf je eigene Art und Weise beschritten. Wird in naturwissenschaftlichen Verfahren Wert auf eine Abfolge festgelegter Untersuchungsschritte gelegt, die zu einem wiederholbaren Ergebnis führen, so wird in den Philologien immer wieder diskutiert, ob von einer Methode im engeren Sinne überhaupt gesprochen werden kann, da keine methodengeleitete Textanalyse zu exakt reproduzierbaren Ergebnissen führt (Köppe/Winko 2007: 285). Ebenso wird z.B. in dem von Hilke Engfer im vorliegenden Band disku-

tierten ethnomethodologischen Ansatz erst im Laufe der Feldforschung während der Datenerhebung der methodische Zugang aufgrund der beobachteten sozialen Handlungen gewählt. Die unterschiedlichen methodischen Zugangsweisen sind in den einzelnen Disziplinen über Jahrzehnte hinweg entwickelt und immer wieder modifiziert worden. Dabei spielt aber nicht nur die Art und Weise der untersuchten bzw. erhobenen Daten und Fakten, sondern auch das diesen zugrundeliegende Konzept von Alter(n) eine entscheidende Rolle. Es geht also nicht nur darum, den ›Weg‹ zu beschreiben, sondern für einen erfolgsversprechenden Forschungsansatz ist es zudem wichtig zu bestimmen, was der Ausgangspunkt der Forschung sein kann. Die ›Probleme‹ kommen nicht einfach von außen auf die Wissenschaft zu, wie es Mittelstraß immer wieder nahe legt. Breinbauer (2010: 39) hat ihn in diesem Punkt zu Recht kritisiert. Es gibt ›Probleme‹ wie das ›Alter‹ nicht einfach als externe Gegebenheit, der sich die Wissenschaft nur noch nähern müsste. Auch für die Alter(n)s-forschung gilt, dass die Disziplinen an den Formulierungen ihrer Probleme beteiligt sind und die Art und Weise, wie sie das tun, einen entscheidenden Einfluss auf das Design von Forschungsprojekten und deren Ergebnisse hat.

Das Beispiel von Auguste D. verdeutlicht, welche Bedeutung der Alter(n)s-begriff für die Formulierung des ›Problems‹ hat. Die Demenzforschung, die heute einen wichtigen Teil der Altersforschung ausmacht, hat ihren Ausgangspunkt von der Untersuchung der präsenilen Demenz und damit eines im Lauf des Erwachsenenalters bereits eingetretenen Krankheitsbildes genommen. Die Ethnologin Willemijn de Jong hat am Beispiel ihrer Forschungen zu Alterskonzepten in Südindien gezeigt, dass die Vorstellungen, wann ein Mensch alt ist, extrem heterogen sind. Schwankt in Europa die individuelle Einschätzung des Beginns der Lebensphase Alter um ungefähr zehn Jahre, so haben Befragungen in Indien gezeigt, dass dort die subjektive Wahrnehmung des Alters extrem unterschiedlich ist. Befragte haben den Beginn der Lebensphase Alter zwischen dem fünfzigsten bis achtzigsten Lebensjahr angesiedelt (de Jong 2012: 56). Diese großen Unterschiede in der Alterswahrnehmung zeigen, dass Alter eine Differenzkategorie ist. Das bedeutet: Wann ein Mensch als alt wahrgenommen wird, hängt auch davon ab, welche Konzepte von Kindheit/Jugend und dem Erwachsenenalter in einer Gesellschaft vorherrschen. So kann jemand in einer Gesellschaft bereits als alt wahrgenommen werden, weil er nicht mehr im Berufsleben aktiv ist, wohingegen in einem anderen kulturellen Umfeld ein Mensch erst dann als alt angesehen wird, wenn er sich nicht mehr selbst versorgen kann und pflegebedürftig wird. Die Spanne zwischen diesen beiden Zäsuren im Lebenslauf ist in den westlichen Gesellschaften inzwischen recht hoch. Hinzu kommt, dass die Gruppe der alten Menschen extrem heterogen ist und die Gemeinsamkeiten im Vergleich zu anderen Altersgruppen und Lebensphasen äußerst gering sind. Die unterschiedlichen Alterswahrnehmungen und die Heterogenität des Forschungsgegenstandes

haben auch Konsequenzen für die Alter(n)sforschung: In dieser ist die Unterscheidung der Lebensphase Alter in das ›dritte‹ und das ›vierte‹ Lebensalter inzwischen etabliert. Von daher ist es unabdingbar zu definieren, was in einer Disziplin oder einem Forschungsprojekt unter ›Alter‹ verstanden wird und welche Facette dieses meist vielfältigen Altersbegriffs analysiert wird.

Einen Forschungsgegenstand ›Alter‹ gibt es also nicht. Die Altersbegriffe sind je nach Fragestellung selbst in den einzelnen Disziplinen nicht zwangsläufig deckungsgleich. Ein Arbeitsmediziner, der sich mit dem dreißigjährigen, aus dem aktiven Erwerbsleben ausscheidenden Spitzensportler oder dem fünfzigjährigen Fließbandarbeiter beschäftigt, würde nicht anzweifeln, dass er Alter(n)sforschung betreibt. Ebenso wenig würde der Medizinethiker, der sich mit Fragen der würdevollen Pflege am Lebensende beschäftigt, in Frage stellen, dass seine Forschungen einen wichtigen Beitrag zur Alter(n)sforschung darstellen. Selbst wenn jeder Einzelne eine konkrete Vorstellung haben mag, was mit ›Altern‹ und ›Alter‹ gemeint ist, zeigt ein Blick in die Forschung, dass die Möglichkeiten, das ›Alter‹ zu definieren, sehr umfangreich sind, und die Selbstvergewisserung in Bezug auf den eigenen Forschungsgegenstand in den einzelnen Disziplinen nicht abgeschlossen ist.

»Was ist Alter?« – diese Frage stellt ein von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften angeregter und von Ursula M. Staudinger und Heinz Häfner 2008 herausgegebener Sammelband. Die Beiträge zeigen, dass die Definition des Forschungsgegenstandes oder der Forschungsgegenstände der Alter(n)sforschung noch lange nicht abgeschlossen sind. Ebenso betonen die Autoren der aktuellen Ausgabe des *Handbook of Theories of Aging* (2009) die wichtige Bedeutung der Theoriebildung für die Alter(n)sforschung. Dieses Statement verweist ebenfalls darauf, dass die Positionierung der einzelnen Disziplinen wie auch der disziplinübergreifenden Forschung noch lange nicht abgeschlossen ist. Darüber hinaus zeigt der Band, der zugleich einen Überblick über die verschiedenen Disziplinen der Alter(n)sforschung gibt, nach wie vor ein großes Theorie- bzw. Forschungsdefizit in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die jenseits der Politikwissenschaft kaum mit Beiträgen vertreten sind.

Allerdings zeigen diese und andere Buchprojekte zugleich einen gegenwärtigen Wandel in der Forschung auf. Wurde in den 1990er Jahren versucht, über verschiedene Definitionsmöglichkeiten wie ›chronologisches Alter‹, ›biologisches Alter‹, ›funktionales Alter‹ oder ›gefühltes Alter‹ (vgl. Pohlmann 2004: 11-44) die Positionierung der Sozial- und Kulturwissenschaften zu verdeutlichen und die Differenz zum Alter(n)sbegriff in den Biowissenschaften zu markieren, so lassen sich gegenwärtig in den verschiedenen Forschungsbeiträgen – in Anlehnung an die Definition der Gerontologie durch Paul B. und Margret M. Baltes, der zufolge sich die Disziplin »mit der Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kultu-

rellen Aspekten des Alterns und des Alters« (Baltes/Baltes 1994: 8) beschäftigt –, vier verschiedene Altersbegriffe unterscheiden:

- Alter(n) als *körperlicher Prozess* und Zustand, in dem biologische, biochemische und medizinische Untersuchungsansätze im Zentrum stehen. Hier befindet sich die Alter(n)sforschung immer auf einem schmalen Pfad, der natürliches Altern von pathologischen Veränderungen des Körpers unterscheiden muss.
- Alter(n) als *entwicklungspsychologischer Prozess* setzt ebenfalls eine Lebenslaufperspektive voraus. Ausgehend von diesem Altersbegriff wird gefragt, welche Entwicklungen für welche Lebensphase charakteristisch sind. Im fortgeschrittenen Alter stellt sich dann die Frage, welche Abbauprozesse im Lauf des Lebens zu erwarten sind und welche Gewinne diesen entgegenstehen.
- Irmhild Saake hat in ihrer Dissertation darauf verwiesen, dass Alter immer bereits ein Konstrukt ist, das heißt dass ›das Alter‹ kein naturgegebenes Faktum ist, sondern einen Erklärungsansatz für Veränderungen im Lebenslauf oder des Körpers bietet. Diese werden durch die Kategorie ›Alter‹ erklärt, und damit wird ihnen Sinn zugewiesen (Saake 1998: 11). Alter ist also immer bereits sozial oder kulturell überformt. Somit lassen sich zwei Konstruktionsmöglichkeiten unterscheiden: *Alter als soziale Konstruktion*, das heißt als eine institutionalisierte Sinnggebung innerhalb einer Gesellschaft, die soziale Rollen und Praktiken alter Menschen in Familie und Gesellschaft beschreiben. Etwas abstrakter formuliert können soziale Konstruktionen auch angesehen werden als »Idee[.], die in bestimmte Semantiken gefasst, als Ordnungsvorstellung [...] sich verbreiten, und durch Anerkennung sich zu sozialen Tatsachen verdichten, die dann von den Menschen als faktisch vorhanden angesehen werden« (Amann 2012: 222f.).
- Alter kann darüber hinaus aber auch als *kulturelles Konstrukt* verstanden werden, das heißt, im Rahmen dieses Verständnisses von Alter werden Wahrnehmungen und Bewertungen des Alters, die in Altersrollen, -stereotypen und -bildern zum Ausdruck kommen, untersucht (Ehmer 2008: 149). Als Quellen dienen dieser alter(n)swissenschaftlichen Forschungsrichtung künstlerische Artefakte ebenso wie biographische Quellen, die einen Zugang zu gesellschaftlichen Altersvorstellungen jenseits institutionalisierter Normen und Praktiken ermöglichen.

Am Beispiel dieser Unterscheidungen von Altersbegriffen lässt sich darlegen, dass bereits innerhalb einer Disziplin unterschiedliche theoretische Konzepte und Altersbegriffe unterschiedliche methodische Zugänge bedingen. Für die Geschichtswissenschaft hat Josef Ehmer gezeigt, dass das Verständnis von Alter als kulturelles oder soziales Konstrukt methodische Auswirkungen auf

die Untersuchung hat. Wählt die kulturgeschichtliche Altersforschung ideen-, geistes- oder diskursgeschichtliche Zugänge zu ihrem Forschungsgegenstand, so liegt in der sozialgeschichtlichen Altersforschung der Schwerpunkt in demographischen Untersuchungen und der Analyse verschiedener gesellschaftlicher Rollen (Ehmer 2008). Dabei ist allerdings zu beachten, dass nicht nur die Definition des Altersbegriffs selbst, sondern auch dessen historischer Wandel berücksichtigt werden muss. Josef Ehmer (2008) hat aus historischer Perspektive in einem Überblick über den gegenwärtigen Stand der Altersforschung in seinem Fach, das auf eine längere Forschungstradition zurückblicken kann, darauf hingewiesen, dass es immer alte Menschen gab, dass aber der Lebensstandard und die Gesundheitsversorgung einen wesentlichen Einfluss darauf haben, wann ein Mensch tatsächlich als alt wahrgenommen wird. Daher stellt er die gegenwärtigen Definitionen des ›Alters‹ grundsätzlich in Frage:

Dieser Entwicklung würde es besser gerecht, den chronologischen Beginn des Alters etwa bei 80 oder 85 zu verorten – was es schwerer machen würde, den demographischen Wandel als ›Alterung‹ oder gar ›Überalterung‹ zu interpretieren. In der Tat wird in den Sozialwissenschaften, und in geringerem Maß auch in der Öffentlichkeit, die Lebensphase über 60 zunehmend differenziert (Ehmer 2008: 162f.).

Alter, so können wir unsere oben angeführten Überlegungen zur Altersdefinition erweitern, ist also nicht nur ein in der Gegenwart differenzierter Prozess, sondern ist auch eine historisch variable Größe. Dabei ist nicht nur zu beachten, dass das Verständnis von Alter(n) lokal und zeitlich abhängig ist, ebenso spielen die Denkkonzepte, von denen die wissenschaftliche Erforschung von Altern und Alter ihren Ausgangspunkt nehmen, aber auch das Alltagsverständnis der Forscherinnen und Forscher und der von Ehmer angedeutete politische Kontext eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Die Forschungen zum Alter unterliegen also – wie alle Forschungen zum Menschen in der Geschichte – kontextuell gebundenen Deutungsschemata (Oexle 2002). Willemijn de Jong spricht daher von Alter(n) als einem *travelling concept*:

Konzepte wie Alter oder Altern sowie Körper, Verwandtschaft, Geschlecht, Generation und Genealogie haben grundsätzlich einen mobilen und flexiblen Charakter: Als *travelling concepts* bewegen sie sich durch Natur- und Humanwissenschaften, durch verschiedene Räume und Zeiten und verändern auf der Wanderung ihren Inhalt – und sie setzen die Fakten in Bewegung (de Jong 2012: 66).

POSITIONEN DER DISZIPLINEN – TRANSDISZIPLINÄRE PERSPEKTIVEN?

Damit wird Transdisziplinarität noch problematischer. Wenn es das Alter(n) nicht gibt, sondern verschiedene (disziplinierte) Sichtweisen aus guten Gründen mit unterschiedlichen Alter(n)sbegriffen arbeiten, gibt es auch kein einheitliches Problem Alter(n), das im Sinne von Mittelstraß von außen auf die Wissenschaft zukäme. Die Disziplinen müssen sich damit nicht mehr ent- und umstrukturieren, weil die externe Realität dies nahelegt, sondern sie legen sich ihre Probleme selbst zurecht.

Gleichzeitig ist klar, dass Disziplinen nur teils kontingente Wege der Institutionalisierung in der Wissenschaft beschreiben (Mittelstraß 2005). Das Zurechtlegen der Probleme erzeugt also wohl zwangsläufig blinde Flecken, die durch entdisziplinierte Zugänge aufgedeckt werden könnten. Letztlich bestimmen jedoch nicht die Disziplinen völlig, wie geforscht wird, sondern es sind die Forscherinnen und Forscher, die sich aus unterschiedlichsten Gründen mal mehr mal weniger an disziplinierte Grenzen gebunden fühlen – oder wie Mittelstraß (1998: 104) sagen würde: Forschen ist praktisches Handeln, das damit anderen Regeln unterliegt als Wissenschaft in ihrer Theorieform, der es um die Darstellung ihres Erkenntnisstandes geht. Im praktischen Handeln wird oft genug deutlich, dass ein Methodenmix, der die eigenen disziplinierten Grenzen überschreitet, der Fragestellung besser entspricht als die disziplinierten Wege. Ohnehin sind zahlreiche Methoden längst nicht mehr in der Weise an Disziplinen gebunden, wie sie es früher einmal waren, sondern längst transdiszipliniertes Allgemeingut in einer Art und Weise, die weder Mittelstraß noch Ferring oder andere Autoren bisher angesprochen haben. Die teilnehmende Beobachtung, einst Schlüsseldisziplin der Ethnologen, ist in der Alter(n)sforschung Methode der Wahl für Linguisten, Arbeitsmediziner oder Soziologen, wie sich auch in diesem Band zeigt. Ähnliche Brücken und Verbindungen gibt es zwischen den einzelnen Beiträgen immer wieder.

Deshalb ist es unserer Ansicht nach gar nicht so bedeutsam, Transdisziplinarität als großes eigenes Programm einzufordern. Viel wichtiger und lebensnäher ist es, wenn Vertreter einzelner Disziplinen zunächst ihre eigenen Zugänge gründlich reflektieren und sich darüber im Klaren sind, welche ihrer wohlherprobten Methoden für die Alter(n)sforschung greifen und welche neuen Wege sie beschreiten können. Wenn die Forscher auf Basis dessen ins Gespräch kommen, so hat die Tagung gezeigt, die diesem Band und den Beiträgen zugrunde liegt, ergeben sich sehr schnell und sehr pragmatisch transdisziplinierte Verbindungen, die ausbaufähig sind.

Insofern kann Transdisziplinarität aus unserer Sicht kein Metaprogramm sein, das den Disziplinen übergestülpt wird. Sie ist eher ein Netzwerk mit immer neuen Verbindungen zwischen Gleichgestellten, die bereit sind, in das

Gespräch einzutreten, weil es ihnen neue und erfolgversprechende Wege aufzeigt. Dieses Gespräch bedingt, dass sich die Beteiligten über die Grenzen der eigenen Begrifflichkeiten im Klaren sind. Ihre je eigene disziplinäre Sprache lässt sich nicht vollends übersetzen, und Missverständnisse müssen als Folge dieser Inkommensurabilität einkalkuliert werden. Anders als Ferring (2010: 26) sehen wir darin allerdings nicht unbedingt ein Problem. So lange sich die Beteiligten dessen bewusst sind, ist es bei Weitem produktiver, die Inkommensurabilität anzunehmen, anstatt metatheoretischen Chimären nachzujagen. Außerdem geht es in unserer Diskussion um Methoden, also um Handeln, wobei Missverständnisse der kreativen Erschließung neuer Wege dienen können.

PERSPEKTIVEN AUF DAS ALTER(N)

Die Beiträge des Bandes gehen auf die Tagung »Methodische Perspektiven in der Alter(n)sforschung« des Graduiertenkollegs »Alter(n) als kulturelle Konzeption und Praxis« zurück, die vom 22.–23. November 2012 in Düsseldorf Kaiserswerth stattgefunden hat. Die Beiträge haben gezeigt, dass im Fall der Altersforschung dieses Netzwerk von verschiedenen grundlegenden Aspekten ausgeht oder einen Rahmen erhält. Es entwickelt sich einerseits im Spannungsfeld von etablierten Methoden und neuen methodischen Ansätzen. Eine Reihe von bewährten Methoden ist einfach noch nicht auf die Probleme des Alter(n)s angewendet worden, so dass es lohnend erscheint, sich zunächst dieser zu bedienen. Einige der neuen Probleme lassen sich aber mit dem erprobten Arsenal an Methoden nicht lösen, und es kommt daher zu Neuentwicklungen. Auf der anderen Seite wird der Bogen von Grundlagenforschung, die sich in Auseinandersetzung mit den verschiedenen Alter(n)sbegriffen mit möglichen methodischen Zugängen auseinandersetzt, zu interventionistischen Forschungsprojekten gespannt.

Neben den methodischen Zugängen und deren Verortung im Rahmen des Forschungsnetzwerkes lässt sich aber noch eine zweite Zuordnung der Beiträge vornehmen. Hier spielt weniger die methodische Ausrichtung der einzelnen Disziplinen eine Rolle als vielmehr das Forschungsinteresse und sein Bezug zum Altersbegriff bzw. die Reflexion des Methodenbegriffs.

Unter diesen Gesichtspunkten lassen sich die Beiträge des Bandes folgenden fünf Perspektiven zuordnen, wobei alle Beiträge mehr als einmal vertreten sind:

- Diskursanalyse
- Lebenslaufperspektive
- Körper
- Alter und Fremdheit
- Ansätze, die Wissen durch Intervention generieren.

Die unterschiedliche methodische und inhaltliche Zuordnung der Beiträge zu den einzelnen Aspekten zeigt auf, dass es im Netzwerk Alter(n)sforschung einerseits wichtige fachliche Positionen gibt, dass diese aber andererseits verschiedene Möglichkeiten bieten, um die einzelnen Forschungsprojekte miteinander zu vernetzen. Damit entstehen aus dem disziplinären Zugang verschiedene gemeinsame transdisziplinäre Perspektiven wie die fünf angesprochenen. So kann sich aus den methodischen Zugängen der einzelnen Disziplinen heraus eine größere transdisziplinäre Herangehensweise entwickeln, die nicht davon lebt, die Disziplinen aufzulösen oder durch eine Metaperspektive abzulösen, sondern die aus dem Gespräch der Disziplinen miteinander entsteht.

DISKURSANALYSE

Eine Schnittmenge, in der sich verschiedene Beiträge finden, ist ein weit gefasster Begriff von Diskursanalyse. Wie bereits die vielfältigen Möglichkeiten, den Altersbegriff zu definieren, und das Verständnis von Alter als travelling concept gezeigt haben, ist das Alter(n) ein Forschungsgegenstand, um den in den Disziplinen immer wieder gerungen werden muss, da er in ständiger Bewegung ist. Diskursanalytische Untersuchungen versuchen daher immer wieder herauszufinden, wie über ›das Alter‹ gesprochen wird und welche Altersbegriffe in historischen und gegenwärtigen Kommunikationssystemen eingesetzt werden, um mehr oder weniger klar umrissene Ziele zu erreichen. Der Diskursbegriff, der den vorliegenden Untersuchungen zugrunde liegt, ist dabei weniger an den Überlegungen von Jürgen Habermas zum herrschaftsfreien Diskurs oder an der klassischen Gesprächsanalyse orientiert, sondern nimmt Michel Foucaults Diskursbegriff auf, der herauszufinden versucht, wie innerhalb von Kommunikationsprozessen die Gegenstände gebildet werden, von denen diese handeln (Keller u.a. 2006: 11f.). Die Frage ist also, wie wird wann über Alter gesprochen und welche Definition von ›Alter(n)‹ liegt der jeweiligen Kommunikationssituation zugrunde. Spätestens seit Gerd Göckenjans beeindruckender Studie *Das Alter würdigen* (2000) hat die Diskursanalyse einen festen Platz in der Alter(n)sforschung. Der Sozialwissenschaftler zeigt anhand von vielfältigen Beispielen aus unterschiedlichen schriftlichen Textsorten auf, dass ›Alter‹ in der Regel als Abgrenzungskonzept zwischen Jung und Alt entworfen und damit die Gruppe der Alten in die Gesellschaft integriert oder als Randgruppe markiert wird, deren Verhalten durch Erwartungscodes gesteuert werden soll.

Der Beitrag von Didier Lett setzt mit dem Mittelalter in einem historischen Zeitraum an, den Gerd Göckenjan weitgehend ausgelassen hat. Er untersucht am Beispiel von Heiligsprechungsverfahren und anderen Prozessakten wie

neben Herkunft und Name das Alter der Zeugen zunehmend als Identitätsmarker in den Protokollen eine Rolle spielt. In der betrachteten historischen Konstellation zeigt sich ein Übergang in der Wahrnehmung von Alter, der dadurch ersichtlich ist, dass soziales Alter und chronologisches Alter nicht deckungsgleich sind. Da an das Wissen um das chronologische Alter keine gesellschaftliche Bedeutung gebunden ist, kann dieses dem Zeugen kein machtvolles Wissen zubilligen. Albrecht Classens Beitrag zur Schwankliteratur der Frühen Neuzeit schließt ebenfalls an Gerd Göckenjans Untersuchung an und erweitert das methodische Vorgehen um mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen. Er nennt ein breites Spektrum an Altersdarstellungen in der deutschsprachigen Literatur der Frühen Neuzeit und verweist damit auf die normative Grundhaltung der Schwankliteratur, die vor allem in Bezug auf die Generationenbeziehungen Erwartungscodes thematisiert.

Sabine Kampmann fokussiert in ihrem Beitrag auf den Begriff des ›Altersbildes‹ und geht von der Beobachtung aus, dass nicht nur im Alltag sondern auch in vielen wissenschaftlichen Disziplinen selten offengelegt wird, was unter diesem Begriff tatsächlich verstanden wird. Sie entwickelt am Beispiel der Bilder David Coplans Überlegungen zur Darstellung alter Körper und dem Realitätsgehalt in der Fotografie. Dabei zeigt sie auf, wie fotografische Altersbilder in den zeitgenössischen Diskurs über Alter(n) eingreifen können. Weder bildkünstlerische noch literarische Artefakte stehen im Fokus des Beitrags von Mark Schweda. Der Medizinethiker stellt die Frage, wie im öffentlichen Diskurs, besonders aber in der medizinethischen Diskussion selbst, mit Fragen der Altersforschung umgegangen wird. Seine kritischen Beobachtungen unter anderem zur Diskussion um den würdevollen Umgang mit pflegebedürftigen alten Menschen kommen zum Ergebnis, dass in der medizinethischen Debatte der Altersbegriff reflektiert werden müsste.

Der Altersdiskurs ist nicht nur ein medialer oder institutioneller über alte Menschen und die Lebensphase Alter. Er wird zugleich auch von den alten Menschen selbst mitgeprägt. Wie dieses Wechselverhältnis aussieht und wie die alten Menschen selbst in die ständige Re-Definition des Altersbegriffs eingreifen, untersucht das Projekt *Vom wohlverdienten Ruhestand zum Alterskraftunternehmer*, das im Beitrag von Richter et al. in seiner methodischen Konzeption vorgestellt wird.

LEBENS LAUFPERSPEKTIVE

Alter ist aber nicht nur ein abstraktes, in der Kommunikation entwickeltes theoretisches Konstrukt, wie es die Diskursanalyse behandelt. Der Beitrag der soziologischen Forschungsgruppe *Vom wohlverdienten Ruhestand zum Alterskraftunternehmer* zeigt, dass gerade von älteren Menschen das Alter bzw. der

Ruhestand mit dem radikalen Abgrenzungskonstrukt des »Vortodes« (Richter et al.) versehen wird. Diese metaphorische Sichtweise des Ruhestandes wird in der Interviewsituation von den Interviewten als Abgrenzungskonzept benutzt, das Passivität und fehlende Lebensfreude zum Ausdruck bringen soll und mit dem sich die »aktiven Alten« gerade nicht identifizieren wollen. Damit verweisen die befragten Ruheständler allerdings auf eine Facette der Lebensphase Alter, die im Bild der »jungen Alten« gerne ausgeblendet wird, die aber für die Alter(n)sforschung einen wichtigen Ansatzpunkt bietet: Das Alter ist die Lebensphase des Menschen, die mit dem Lebensende, das heißt mit dem Tod abschließt. Wie die frühneuzeitlichen Alterstreppeendarstellungen zeigen, ist die Lebensphase Alter integriert in eine soziokulturelle Strukturierung des Lebenslaufs, die gegenwärtig mit der Verrentung in der Regel an ihr Ende kommt, für die sich aber auch in anderen Epochen mehr oder weniger eindeutige Übergangsrituale entwickelt haben. In der Gegenwart scheinen sich hier zwei Schwellen ausgebildet zu haben, die die Lebensphase Alter gliedern und positive und negative Aspekte dieser langen Lebensphase markieren: Die Verrentung einerseits wird oft als »neue Freiheit« erfahren – der Übergang in das Pflegeheim hingegen bedeutet den Verlust der Autonomie in Bezug auf die Gestaltung des eigenen Alltags, aber auch das in der folgenden Perspektive zu betrachtende Verhältnis zum eigenen Körper. In der Forschung haben sich zwei Betrachtungsweisen etabliert, die sich in der Regel ergänzen: Einerseits wird die Lebensphase Alter im Kontext des gesamten Lebenslaufes gesehen und die Frage nach Kontinuität oder Brüchen in der Entwicklung der Identität alternder Menschen gestellt, andererseits wird die besondere Qualität der Lebensphase Alter in den Blick genommen.

Wie die Metapher des »Vortodes« bereits andeutet, ist die Lebensphase Alter häufig mit negativen Konnotationen und einer Abwehrhaltung verbunden. Die Angst vor dem Ich-Verlust bereits zu Lebzeiten zeigt sich dabei nicht nur in Auseinandersetzung mit Demenzerkrankungen, gerne wird sie auch mit dem Verlust der Autonomie durch die Übersiedlung in ein Pflegeheim verbunden. Ulla Kriebnernegg zeigt in ihrem auf soziologische Forschungen zum Übergang ins Pflegeheim zurückgreifenden Beitrag auf, dass die Institutionalisierung des alternden Körpers nicht nur als Macht-, sondern zugleich auch als Identitätsverlust erfahren wird. Eine der Protagonistinnen des von ihr untersuchten Romans reagiert auf diese Erfahrungen mit einem Suizidversuch, der die Verlust-erfahrung kennzeichnet. Die anderen Protagonisten wählen hingegen einen anderen Weg, indem sie zunehmend die Regeln und Normen des Pflegeheims unterlaufen und sich damit ihre Autonomie auch in der letzten Lebensphase bewahren. Dieser Befund findet sich bereits im literaturhistorischen Beitrag von Albrecht Classen. Er zeigt am Beispiel der deutschsprachigen Schwankliteratur zwischen 1500 und 1700 auf, dass alte Figuren nicht als hilflos und würdelos gekennzeichnet sind, sondern dass das Alter als Lebensphase genauso zu sei-

nem Recht kommt, wie die anderen Lebensstationen. Wie diese zeichnet sich auch das Alter durch positive und negative Aspekte aus, das heißt, die alten Figuren werden nicht durchgehend als lächerlich dargestellt, sondern entlarven zugleich die Schwächen der anderen Lebensphasen.

Am Beispiel von historischen Prozessakten kann Didier Lett zeigen, wie das Alter der Zeugen zunehmend zu einem wichtigen Identitätsmerkmal wird, ohne dass sich bereits ein festes Regelsystem zur Angabe des chronologischen Alters herausgebildet hätte. Vielmehr gibt es auch hier gewisse Normen, die die Angaben zum chronologischen Alter steuern. Alter dient also im Kontext von Heiligsprechungen, Inquisition, aber auch im Rahmen von städtischen Gerichtsverfahren als Marker, der bestimmte Inhalte vermittelt, ohne zwangsläufig auf das konkrete Alter einer Person zu verweisen. Im ausgehenden Mittelalter, so legt es dieser Beitrag mit seinem Blick auf eine spezielle Quellengattung nahe, spielt die Lebensphase Alter im öffentlichen Leben vornehmlich in der Abgrenzung zu anderen Generationen eine Rolle.

KÖRPER

Das Vergehen von Zeit und damit das Altern als Prozess materialisiert sich im alternden Körper (vgl. Mehlmann/Ruby 2010). Ist der körperliche Veränderungsprozess in Kindheit und Jugend durch Entwicklung und Wachstum geprägt, so wird er nach der Lebensmitte zunehmend als Verfallsprozess wahrgenommen. Allerdings ist diese Wahrnehmung kulturell und sozial bedingt. Die soziale Konstruktion von Alter schlägt sich in der Wahrnehmung alter Körper nieder. Ein sehr eingängiges Beispiel der Normierung der Körperwahrnehmung sind Lebensaltersdarstellungen in Form von Lebenstrepfen. Jeder Lebensphase wird hier eine Körperhaltung zugewiesen, die zugleich die gesellschaftliche Stellung der dargestellten Figur markiert (vgl. ebd.: 17; Knöll 2006). Gegenwärtig sind diese Normierungen etwas durcheinander geraten. Aufgrund des medizinischen Fortschritts ebenso wie der Anti-Aging-Medizin besteht derzeit die Möglichkeit, das Alter des Körpers zu verbergen und sein Altern zu beeinflussen. Es hat sich also nicht nur die Art und Weise, wie Alter(n) erlebt wird, verändert, sondern es hat sich darüber hinaus die Bedeutung gewandelt, die dem Körper als Träger von Merkmalen gelebten Lebens zukommt. Offensichtlich wird dies, wenn man bedenkt, dass zwei Zäsuren, die früher mit dem Eintritt in die Lebensphase Alter verbunden waren, heute auseinander fallen: der Eintritt in den Ruhestand als die Lebensphase, in der der Mensch keiner Erwerbsarbeit mehr nachgeht, und das sogenannte funktionale Alter, in dem der Mensch aufgrund verschiedener körperlicher Einbußen nicht mehr in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen. In der Gegenwart wird der Eintritt in das funktionale Alter oftmals mit der Übersiedlung in ein Pflege-

heim markiert. In einer Reihe von Beiträgen dieses Sammelbandes zeichnet sich ab, dass der Verlust der Verfügungsgewalt über den eigenen Körper den Eintritt in die letzte Lebensphase bezeichnet. Insofern stellt der Körper als kulturelles Konstrukt und als unhintergehbare anthropologische Konstante einen wichtigen Forschungsgegenstand der Alter(n)swissenschaft dar und bietet für transdisziplinäre Zusammenarbeit eine fruchtbare Schnittmenge.

Eine Forschungsdisziplin, in der der Körper bislang keine Beachtung fand, ist die Konversationsanalyse. Die Anglistin Hilke Engfer zeigt unter Bezugnahme auf ethnomethodologische Ansätze und in Abgrenzung von den Neurowissenschaften, dass die Konzentration auf sprachliche Äußerungen gerade im Umgang mit Demenzkranken und kognitiv beeinträchtigten Menschen keine geeignete Kommunikations- und Analyseform darstellt. Gerade durch die Infragestellung des Leib-Seele-Dualismus infolge von kognitiven Beeinträchtigungen müssen Formen der nonverbalen Kommunikation und vor allem körpersprachliche Austauschmöglichkeiten als Träger von Kommunikation in den Blick genommen werden. Die Überlegungen von Engfer verweisen aber auch auf ein weiteres Problem: Kognitiv beeinträchtigte Menschen können nicht nur keine ›normale‹ Konversation mehr führen, sie verlieren mit der Sprache zugleich auch die Verfügungsgewalt über ihren eigenen Körper. Ulla Kriebner geht diesem Machtverlust über den Körper und damit der Infragestellung der Identität im Alter am Beispiel der Übersiedlung in ein Pflegeheim nach. Allerdings untersucht sie die verschiedenen Arten, wie sich die Institution der Körper der alten Menschen bemächtigt, nicht am Beispiel von realen alten Menschen, sondern sie geht von der Zeichnung fiktiver alter Figuren im Roman *Exit Lines* von Joan Barfoot aus. Das Beispiel zeigt nicht nur auf, dass es in der fiktiven Darstellung sehr einfach möglich ist, reale Lebensbedingungen nachzuzeichnen. Die Wirkungsabsicht des Romans sieht Ulla Kriebner in der Sensibilisierung für einen Dialog der Generationen. Indem sich der Leser oder die Leserin in den alten Menschen und seinen pflegebedürftigen Körper hineinversetzt, kann es gelingen, Barrieren zwischen Alt und Jung abzubauen und der Fremdheit des alten Körpers dessen Normalität entgegenzuhalten. Zeigt der Roman von Joan Barfoot den schwierigen Übertritt des alten Menschen ins Pflegeheim, so nimmt ein rechtsmedizinisches Forschungsprojekt, das im Beitrag von Stefanie Ritz-Timme und Britta Gahr vorgestellt wird, den Ausnahmezustand in den Blick. Gewalt in der Pflege muss nicht zwangsläufig in Form von körperlicher Gewalt zum Ausdruck kommen, meist ist es aber der alte Körper, dem Gewalt angetan wird, oder der mit psychosomatischen Symptomen auf Gewalt reagiert. In diesem Forschungsprojekt wird untersucht, welchen Übergriffen die letzte Intimsphäre des alten Menschen ausgesetzt ist, und welche Interventionen es ermöglichen könnten, diesen letzten Schutzraum für den pflegebedürftigen Menschen zu erhalten.

Der alte Körper kann folglich auf sehr unterschiedliche Arten zum Träger von Bedeutung und damit von Macht werden. Die Kunsthistorikerin Sabine Kampmann zeigt in ihrem Beitrag auf, dass bildlichen Darstellungen eine wichtige Rolle in der Entwicklung des Altersdiskurses zukommen. Gerade in fotografischen Altersdarstellungen sieht sie ein Spannungsfeld zwischen scheinbar realistischer Abbildung und semantischer Aufladung des Bildkörpers, das eine eindeutige Lesart eines Bildes unterläuft.

FREMDHEIT DES ALTER(N)S

Einige Beiträge in diesem Band bedienen sich Sichtweisen und Methoden, die das Alter(n) als fremd und unbekannt aufscheinen lassen. Der demographische Wandel führt tatsächlich zu neuen, kaum gekannten alten Welten. Während Alte früher nur einen kleinen Anteil der Bevölkerung ausmachten, hat diese Generation jetzt ein Gewicht, das ihren Aktivitäten, Präferenzen und Bedürfnissen eine völlig neue gesellschaftliche Bedeutung verleiht. So war es noch vor wenigen Jahrzehnten eine Aufgabe für Spezialisten wie Psychiater, sich um Demenz Gedanken zu machen. Im Gegensatz dazu hat heute nahezu jeder schon Erfahrungen gemacht, wie befremdlich der geistige Horizont von Dementen für ›normale‹ Menschen wirken kann.

Demenz als schwer zugängliche Welt mit eigenen Regeln ist das Thema von Hilke Engfer. Wenn sich Demente nicht mehr in gewohnter Weise artikulieren können, heißt das noch lange nicht, dass Kommunikation unmöglich wird. Sie verlagert sich nur auf andere Ebenen, wie beispielsweise diejenige des Körpers. Konsequenterweise beschreibt Engfer, wie methodische Ansätze aus der Ethnologie in diesem Fall nützlich sein können, einer Disziplin, die sich explizit dem Verständnis fremder Kulturen verschrieben hat. Garfinkels Ethnomethodologie oder Goffmans soziologische Weiterentwicklungen dienen dazu, Gesprächsanalyse und Kognitionsforschung aus der künstlichen Laboratmosphäre zu holen und ›in the wild‹ zu betreiben.

Auch Melanie Hühn versucht im Rückgriff auf klassische Methoden der qualitativen Sozialforschung und der Ethnologie, wie der teilnehmenden Beobachtung eingebettet in den Ansatz der Grounded Theory von Glaser und Strauss, eine fremdartige Kultur des Alter(n)s zu ergründen. Sie fragt, welche Motive Ruhesitzwanderer haben, ständig zwischen Spanien und Deutschland zu wandern, und wie sich diese zeitweise Migration in ihrem Selbstverständnis niederschlägt. Die Alten sind dabei nicht zwischen zwei Identitäten zerrissen, sondern erobern sich einen transnationalen Raum, der ihren Ansprüchen an das Alter(n) entspricht.

Weniger in der expliziten Anwendung klassischer ethnographischer Methoden als vielmehr in der Analyse eines Romans nähert sich Kriebnernegg

den durch den demographischen Wandel hervorgerufenen Fremdheitsphänomenen an, die in dieser Form bislang unbekannt waren. Stephen Katz (2005: 204) hat bemerkt, dass es zunehmend ethnographische Studien zu Pflegeheimen gibt. Doch Kribernegg fasziniert vor allem die Schilderung eines Romans über diese Institutionen, die sie einer ethnographischen Studie gegenüberstellt. Der Roman vermag es, die Fremdheit des Alter(n)s und der damit betrauten Institutionen in einer Art und Weise wiederzugeben, die beim Leser Verständnis und Empathie erweckt.

Minou Afzali ist in ihrem Beitrag sogar mit einer doppelten Fremdheit konfrontiert, die sie auf methodisch originelle und gleichzeitig sehr elegante Weise aufzulösen versucht. Sie will Institutionen für Zuwanderer in die Schweiz aus ihrer Sicht als Designerin umgestalten. Dazu muss sie Zugang zur kulturell fremden Sichtweise der BewohnerInnen finden, die je nach Herkunft andere Vorstellungen haben, wie sie altern wollen. Gleichzeitig erschwert die Demenz mancher Bewohner die Kommunikation und lässt ihre Welt als unzugänglich erscheinen. Da es ihnen also nicht unbedingt leicht fällt, ihre Wünsche klar zum Ausdruck zu bringen, setzt Afzali u.a. Cultural Probes ein. Diese Cultural Probes konfrontieren die Alten mit unterschiedlichen Aufgaben, die sie dazu anregen, ihren Alltag und ihre Umwelt zu beschreiben und zu bewerten.

INTERVENTION

Eine letzte Perspektive, die eine Reihe von Beiträgen im Band verbindet, ist das explizite Anliegen einiger Autoren, nicht nur mehr über das Alter(n) zu erfahren, sondern zu intervenieren. Da der demographische Wandel die Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellt und das Alter(n) wie gesehen befremdet, liegt es auf der Hand, dass die Wissenschaft Wege austestet, ihre Forschung direkt für die Praxis relevant zu machen.

Bei Kathrin Büter und Tom Motzek ist die Intervention vor allem durch die Frage begründet, wie bereits vorhandenes Wissen Eingang in die Praxis finden kann. Bislang haben Architekten die Erkenntnisse der Forschung in der Planung kaum genutzt, weil sie für sie nicht einfach zugänglich waren oder es ihnen schwer fiel, einzuschätzen, wie vertrauenswürdig diese Studien überhaupt waren. Deshalb war alter(n)sgerechtes Bauen bislang oft eine Frage der persönlichen Erfahrung oder der Kenntnis anderer Projekte. Angesichts des demographischen Wandels auf der einen Seite, durch den die Nachfrage nach alter(n)sgerechter Architektur zwangsläufig steigen wird, und einer wachsenden Anzahl relevanter Studien auf der anderen Seite ist das ein unbefriedigender Zustand. Indem sich das Emmy-Noether-Projekt, das Büter und Motzek zusammenfassen, evidenzbasierte Methoden zu Nutze macht, kann die Lücke zwischen Wissenschaft und Praxis gezielt geschlossen werden.

Afzali geht in ihrem Projekt den umgekehrten Weg der Intervention. Immer mehr Zuwanderer sind in der Schweiz pflegebedürftig und möchten in einem vertrauten kulturellen Umfeld leben oder müssen dies sogar, weil sie durch ihre Demenz das als Zweitsprache erworbene Deutsch verlieren. Doch wie soll ihr Umfeld gestaltet werden, damit sie sich wohlfühlen und eine vertraute Umgebung vorfinden, die ihnen die Orientierung erleichtert? Statt jedoch den dafür verantwortlichen Designern Wissen aus bereits vorhandenen Studien leichter zugänglich zu machen, will Afzali die Präferenzen der Pflegeheimbewohner selbst zur Grundlage der Planungen machen. Deshalb wählt sie die Cultural Probes als Methode. Die Ergebnisse fließen direkt in neue gestalterische Lösungen ein, die ein Healing Environment zum Ziel haben.

Die Beiträge von Stefanie Ritz-Timme und Britta Gahr sowie Andreas Müller, Matthias Weigl und Peter Angerer versuchen ebenfalls, im Rahmen der Intervention Wissen zu generieren. Das ist insofern leichter möglich als in anderen Disziplinen, da sowohl die disziplinäre Ausrichtung der Rechtsmedizin als auch diejenige der Arbeits- und Sozialmedizin grundlegende Affinität zur praktischen Anwendung haben. Wenn Gahr und Ritz-Timme darauf hinweisen, dass Gewalt in Pflegeheimen ein oft unterschätztes Problem darstellt, macht es Sinn, unmittelbar daran anschließend zu fragen, wie man hier Abhilfe schaffen kann. Das gilt umso mehr, als der Feldzugang zu den Institutionen deutlich erleichtert wird, wenn man als Forscher nicht nur die Zustände anprangert, sondern gleichzeitig Lösungen vorschlagen oder besser noch gemeinsam erarbeiten kann. Ähnliches lässt sich für die methodische Herangehensweise von Müller, Weigl und Angerer konstatieren. Ihre Methode der ›Gesundheitszirkel‹ schafft die Möglichkeit der Transmission des Wissens im Forschungsprojekt. Gleichzeitig lassen sich Ergebnisse, die durch andere Methoden, wie z.B. qualitative Interviews, gewonnen wurden, noch einmal mit den Partnern im Forschungsfeld selbst überprüfen und gegebenenfalls zuspitzen oder korrigieren.

Auch Susanne Kolter kann auf Erfahrungen der Kunstgeschichte mit der praktischen Anwendung zurückgreifen, da die Kunstpädagogik Teil der Disziplin ist. Ihr Projekt, in Zusammenarbeit mit einem Pflegeheim in Oldenburg Führungen für alte Menschen in einem Kunstmuseum anzubieten, führt aber in einen völligen neuen Bereich. Es gibt nur wenige kunst- bzw. museumspädagogische Arbeiten, die sich spezifisch dem Alter(n) widmen (Knopp/Nell 2007; Neysters 2007; Kulturgeragogik 2012). Aus der Intervention Wissen zu generieren, um damit die Führungskonzepte verbessern zu können, ist zwar ein wichtiges Anliegen, angesichts des Anteils dementer Teilnehmer aber ein komplexes Unterfangen. So muss Kolter bei der Evaluation z.B. auf die Einschätzungen des begleitenden Personals zurückgreifen.

Im Gegensatz dazu kann Akihiro Ogawa bei seinem Langzeitprojekt auf einen ausgearbeiteten epistemologischen Rahmen zurückgreifen. Er veran-

kert seine methodische Intervention in einer japanischen *Non-Governmental Organization*, die sich im Bereich lebenslanges Lernen engagiert und vor allem ältere Bürger eines Stadtteils als Mitglieder hat, im Kontext der Action Research. Action Research geht zurück auf norwegische Forschungsprojekte in den 1940er Jahren. Sie verbindet den wissenschaftlichen Anspruch, Wissen zu generieren, mit dem gesellschaftlichen, positive Auswirkungen auf das Forschungsfeld zu haben. Ogawa schließt mit seinem Aufsatz an sein Buch *The Failure of Civil Society?: The Third Sector and the State in Contemporary Japan* von 2010 an, in dem er zeigen konnte, wie der japanische Staat NGOs gezielt instrumentalisiert, um dem demographischen Wandel kostengünstig zu begegnen.

Damit schließt sich der Kreis zur Frage der Transdisziplinarität und dem Anspruch von Mittelstraß, dass Wissenschaft ›Probleme‹ der realen Welt lösen soll, sowie der Erweiterung durch Ferring, dass dabei Praktiker aus dem Feld mit eingebunden werden sollen. Es zeigt sich, dass dies längst in den Disziplinen passiert und nicht unbedingt eines transdisziplinären Rahmens bedarf. Dessen eingedenk wird der Diskurs zwischen den Disziplinen in der Alter(n)s-forschung aber stets unabdingbar sein, um die unterschiedlichen Sichtweisen auf das Alter und die Deutungsschemata vom Alter(n) für die Erarbeitung neuer praktischer Ansätze fruchtbar zu machen.

LITERATUR

- Alzheimer, Alois: Über eine eigenartige Erkrankung der Hirnrinde, in: *Allg. Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 64 (1907), 146-148.
- Alzheimer, Alois: Über eigenartige Krankheitsfälle des späteren Alters, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 4 (1911), 356-385.
- Amann, Anton: Konstruktionen des Alters. Soziale, politische und ökonomische Strategien, in: Brigitte Röder, Willemijn de Jong, Kurt W. Alt (Hg.): *Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven*, Köln/Wien 2012, 209-225.
- Ballenger, Jesse F.: *Self, Senility, and Alzheimer's Disease in Modern America: A History*, Baltimore 2006.
- Ballenger, Jesse F.: *The Alzheimer's »Hockey Stick« and the History of Late Twentieth Century Biomedicine*, in: <http://conquerconfusion.wordpress.com/2012/06/20/the-alzheimers-hockey-stick-and-the-history-of-late-twentieth-century-biomedicine-2/>
- Baltes, Paul B.; Baltes, Margret M.: Gerontologie: Begriffe, Herausforderung und Brennpunkte, in: Paul B. Baltes, Jürgen Mittelstraß, Ursula M. Stau-

- dinger (Hg.): *Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*, Berlin/New York 1994, 1-34.
- Barfoot, Joan: *Exit Lines*, Toronto 2009 [2008].
- Bengtson, Vern L.; Gans, Daphna; Putney, Norella M.; Silverstein, Merrill (Hg.): *Handbook of theories of aging*, New York 2009.
- Berrios, German E.: Alzheimer's disease: A conceptual history, in: *International Journal of Geriatric Psychiatry* 5 (1990), 355-365.
- Breinbauer, Ines Maria: Vom Nutzen und Nachteil der (transdisziplinären) Alterns-Forschung für das Leben, in: Ines Maria Breinbauer, Dieter Ferring, Miriam Haller, Hartmut Meyer-Wolters (Hg.): *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien: Gegenstände und Methoden*, Würzburg 2010, 37-66.
- Breinbauer, Ines Maria; Ferring, Dieter; Haller, Miriam; Meyer-Wolters, Hartmut (Hg.): *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien: Gegenstände und Methoden*, Würzburg 2010.
- Ehmer, Josef: Das Alter in Geschichte und Geschichtswissenschaft, in: Ursula M. Staudinger, Heinz Häfner, (Hg.): *Was ist Alter(n)? Neue Antworten auf eine scheinbar einfache Frage*, Berlin 2008, 149-172.
- Ferring, Dieter: Transdisziplinäre Alternsforschung und Partizipation, in: Ines Maria Breinbauer, Dieter Ferring, Miriam Haller, Hartmut Meyer-Wolters (Hg.): *Transdisziplinäre Alter(n)sstudien: Gegenstände und Methoden*, Würzburg 2010, 23-36.
- Fox, Patrick: From Senility to Alzheimer's Disease: The Rise of the Alzheimer's Disease Movement, in: *The Milbank Quarterly* 67 (1989) H. 1, 58-102.
- Göckenjan, Gerd: *Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters*, Frankfurt a.M. 2000.
- Greenwood, Davydd J.; Levin, Morten: *Introduction to Action Research: Social Research for Social Change*, Thousand Oaks 2007.
- Hartmann, Stefan: Transdisziplinarität – Eine Herausforderung für die Wissenschaftstheorie, in: Gereon Wolters, Martin Carrier (Hg.): *Homo Sapiens und Homo Faber. Epistemische und technische Rationalität in Antike und Gegenwart. Festschrift für Jürgen Mittelstraß*, Berlin/New York 2005, 335-343.
- Jong, Willemijn de: Wie Fakten übers Alter(n) altern: eine ethnologische Annäherung, in: Brigitte Röder, Willemijn de Jong, Kurt W. Alt (Hg.): *Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven*, Köln/Wien 2012, 51-68.
- Katzman, Robert; Bick, Katherine L.: *Alzheimer Disease: The Changing View*, San Diego 2000.
- Keller, Reiner; Hirsland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöver, Willy: Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse: Eine Einführung, in: dies. (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*, Wiesbaden 2006, 7-31.

- Knöll, Stefanie: Frauen, Körper, Alter; die weiblichen Lebensalter in der Kunst des 16. Jahrhunderts, in: Andrea von Hülsen-Esch, Hiltrud Westermann-Angerhausen (Hg.): *Zum Sterben schön! Alter, Totentanz und Sterbekunst von 1500 bis heute*, Regensburg 2006, 43-51.
- Knopp, Reinhold; Nell, Karin: Die Ressourcen nutzen – neue Chancen im Alter, in: dies. (Hg.): *Keywork. Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren*, Bielefeld 2007, 7-18.
- Kraepelin, Emil, *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Achte, vollständig umgearbeitete Auflage. Band 2: Klinische Psychiatrie, I. Teil*, Leipzig 1910.
- Kulturgeragogik – Kulturarbeit mit Älteren. Eine Dokumentation des ersten Durchlaufs der Weiterbildung* (Mai 2011–April 2012), in: <http://ibk-kubia.de/angebote/publikationen/kulturgeragogik-kulturarbeit-mit-aelteren/> [Zugriff: 29. Mai 2013].
- Mehlmann, Sabine; Ruby, Sigrid: Einleitung: »Für Dein Alter siehst Du gut aus!« Körpernormierung zwischen Temporalität und Medialität, in: dies. (Hg.): *»Für Dein Alter siehst Du gut aus!«. Von der Un/Sichtbarkeit des alternden Körpers im Horizont des demographischen Wandels. Multidisziplinäre Perspektiven*, Bielefeld 2010, 15-30.
- Mittelstraß, Jürgen: *Der Flug der Eule: Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie*, Frankfurt a.M. 1998.
- Mittelstraß, Jürgen: Methodische Transdisziplinarität, in: *Technologiefolgenabschätzung. Theorie und Praxis* 14 (2005) H. 2, 18-23.
- Neysters, Silvia: Partizipation und Vernetzung. Botschafterinnen und Botschafter für das museum kunst palast, in: Reinhold Knopp, Karin Nell (Hg.): *Keywork. Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren*, Bielefeld 2007, 149-155.
- Oexle, Otto Gerhard: Das Menschenbild der Historiker, in: Gerda Henkel Stiftung (Hg.): *Das Bild des Menschen in den Wissenschaften*, Münster 2002, 245-269.
- Ogawa, Akihiro: *The Failure of Civil Society?: The Third Sector and the State in Contemporary Japan*, Albany 2010.
- Pohlmann, Stefan: *Das Alter im Spiegel der Gesellschaft*, Günther Böhme (Hg.), Idstein 2004.
- Saake, Irmhild: *Theorien über das Alter. Konstruktivistische Perspektiven der Altersforschung*, Opladen 1998.
- Smith, Jacqui; Zank, Susanne: Forschungsaktivitäten im Themenfeld Hochschultrigkeit, in: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.): *Expertisen zum Vierten Altenbericht der Bundesregierung. Band 1: Das hohe Alter – Konzepte, Forschungsfelder, Lebensqualität*, Hannover 2002, 97-228.
- Staudinger, Ursula M.; Häfner, Heinz (Hg.): *Was ist Alter(n)? Neue Antworten auf eine scheinbar einfache Frage*, Berlin 2008.

Suter, Martin: *Small World. Roman*, Zürich 1999.

Whitehouse, Peter J.; Maurer, Konrad; Ballenger, Jesse F.: Preface, in: dies. (Hg.): *Concepts of Alzheimer Disease. Biological, Clinical, and Cultural Perspectives*, Baltimore 2000, XI–XV.